

Poetische Gitarre

Ein saitenreicher Streifzug
durch die Literaturgeschichte

Inhaltsverzeichnis

Bettina von Arnim (1785-1859): „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“	3
Charles-Pierre Baudelaire (1821-1867): „Die künstlichen Paradiese“	6
Gustav Freytag (1816-1895): „Die Ahnen“	10
Wilhelm Hauff (1802-1827): „Der Mann im Mond“	13
Klabund (1890-1928): „Auf der Wiese“	15
Joseph von Lauff (1855-1933): „Die Brixiade“	16
Prosper Mérimée (1803-1870): „Die Seelen des Fegefeuers“	17
Georg Trakl (1887-1914): „In den Nachmittag geflüstert“	19
Georg Trakl (1887-1914): „Im roten Laubwerk voll Gitarren“	20
Theodor Storm (1817-1888): „Ständchen“	21
Lew Tolstoi (1828-1910): „Luzern. Aus den Aufzeichnungen des Fürsten D. Nechljudow“	23
Ludwig Uhland (1787-1862): „Der nächtliche Ritter“	30
Anthony Hamilton (1645-1720): „Die Memoiren des Grafen Grammont“	31
Nikolaus Lenau (1802-1850): „An meine Gitarre“	33

Bettina von Arnim (1785-1859): „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“

... Die kräftigen Stämme der Kastanienallee, Du kennst sie wohl!
Manche Träume Deiner Frühlingstage flatterten dort mit der jungen
Nachtigallenbrut um die Wette, wie oft bist Du dort an Liebchens Arm
dem aufgehenden Mond entgegenschlendert! Ich mag nicht daran
denken; Du wirst Dich der heiteren Aussichten des wimmelnden
Lebens auf dem Fluss am Tag, seiner ruheflüsternden Schilfgestade in
warmen Sommernächten und seiner ringsum blühenden Gärten,
zwischen denen sich die reinlichen Straßen verteilen, noch gar wohl
erinnern und auch seiner Bequemheit für Deine Liebesangelegenheiten.
Seitdem hat sich die Gegend wie die Lebensweise und auch die
Bevölkerung ins Wunderbare gespielt, und keiner würde es glauben,
der's nicht gesehen hat, und jeder, der mit seinem Reisejournal in der
Tasche von einer Reise um die Welt hier durchkäm', würde glauben, in
die Stadt der Märchen versetzt zu sein; eine mystische Nation wandelt
in bunter, wunderbarer Kleidung zwischen den andern durch; die
Greise und Männer mit langen Bärten in Purpur und grün und gelben
Talaren, die Hälfte des Gewandes immer von verschiedener Farbe, die
wunderschönen Jünglinge und Knaben in enganliegendem Wams, mit
Gold verbrämt, die eine Hose grün, die andre gelb oder rot,
dahersprengend auf mutigen Rossen mit silbernen Glöckchen am Hals,
oder am Abend durch die Straßen auf der Gitarre und Flöte
präludivierend, bis sie vor Liebchens Fenster Halt machen! Danke Dir
dies alles und den milden Sommerhimmel, der sich darüber wölbt und

dessen Grenzen eine blühende, tanzende und musizierende Welt umfließt; denke Dir den Fürsten jenes Volkes mit silbernem Bart, weißem Gewand, der vor dem Tor seines Palastes auf öffentlicher Straße auf prächtigen Teppichen und Polstern lagert, umgeben von seinem Hofstaat, wo jeder einzelne ein absonderliches Zeichen seines Amtes und Würde an seiner fabelhaften Kleidung hat. Da speist er unter freiem Himmel gegenüber den lustigen Gärten, hinter deren zierlichen Gittern hohe Pyramiden blühender Gewächse aufgestellt sind und mit feinem Drahtflor umzogene Volieren, wo der Goldfasan und der Pfau zwischen den rucksenden Haustauben einherstolzieren und die kleinen Singvögel jubeln, alles von zartem, grünem Rasen umschlossen, wo mancher Wasserstrahl emporschießt; die Knaben in verbrämten Kleidern goldne Schüsseln bringen, indessen aus den offenen Fenstern des Palastes Musik erschallt. Wir Kinder machten manchmal im Vorübergehen da Halt und sahen und hörten dem Verein schöner Jünglinge im Gesang, Flöte und Gitarre zu; aber damals wusste ich nicht, dass nicht überall die Welt so heiter lieblich, so reinen Genusses sich ausbreite; und so fand ich es auch nicht wunderbar, wenn die Nacht einbrach und aus dem Nachbarsgarten die herrlichsten Symphonien herüberschallten, von einem Orchester der ersten Künstler aufgeführt, wenn die herrlichen großen Bäume mit so viel bunten Lampen geschmückt waren, als Sterne sich am Himmel blicken ließen; da suchte ich einen einsamen Weg und sah den glühenden Johanniswürmchen zu, wie sich die im Flug durchkreuzten, und ich war überrascht von dem wunderbaren Leuchten, ich dachte nachts an diese Tierchen und freute mich auf den andern Abend, um sie wiederzusehen, auf die Menschen aber freute ich mich nicht, – sie leuchteten mir nicht ein, ich verstand und ahnte nicht, dass man sich

mit ihnen verständigen könne; – manche Sommernacht auch schwamm die Kapelle von blasenden Instrumenten auf dem Main bald hinab und hinauf, begleitet von vielen Nachen, auf denen sich kaum ein Flüstern hören ließ, so tiefernt hörten sie der Musik zu. Da wurde ich auch mitgeschaukelt auf den sanften Wellen und sah die wechselnden Schatten, Lichter und Mondstrahlen und ließ das kühle Wasser über meine Hände laufen.

(Ausschnitt Kap. 50)

Charles-Pierre Baudelaire (1821-1867): „Die künstlichen Paradiese“

... Es gab einen Mann, einen Spanier, einen Gitarrenspieler, der lange Zeit mit Paganini reiste. Es war vor der Zeit der großen offiziellen Berühmtheit Paganinis. Zu zweit führten sie das große Wanderleben der Zigeuner, der reisenden Musiker, der Leute ohne Familie und Heimat. Beide, Violine und Gitarre, gaben wohin sie kamen Konzerte. Mein Spanier hatte ein solches Talent, dass er wie Orpheus sagen konnte: „Ich bin der Herr der Natur.“

Wo er durchkam und seine Saiten zupfte und sie harmonisch unter seinem Daumen hüpfen liess, war er sicher, dass die Menge ihm folgte. Versteht man sich auf solches Geheimnis, stirbt man niemals Hungers. Man folgte ihm wie Christus. Kann man Mittagbrot und Gastfreundschaft einem Manne verweigern, einem Genie, das deine Seele die schönsten, geheimnisvollsten und unbekanntesten, die mysteriösesten Melodien hat singen lassen? Man hat mir versichert, dass er seinem Instrument, das nur angeschlagene Töne bringt, leicht ausgehaltene Töne entlockte. Paganini hatte die Kasse und verwaltete sie, was niemanden in Erstaunen setzen wird. Die Kasse reiste auf der Person des Verwalters. Bald war sie oben, bald war sie unten ; heute in den Stiefeln, morgen zwischen Rock und Futter. Fragte der Gitarrenspieler, ein starker Trinker, wie die Finanzen ständen, antwortete Paganini, dass nichts mehr da sei, wenigstens so gut wie nichts. Der Spanier glaubte ihm oder tat so, als ob er ihm glaubte,

richtete seine Augen auf den Horizont des Weges, zupfte und quälte seine untrennbare Begleiterin. Paganini lief auf der anderen Seite der Landstraße. Das war eine beiderseitige Abmachung, damit man sich nicht gegenseitig störte. So studierte und arbeitete jeder im Gehen. Wenn sie dann in einen Ort kamen, der einige Einnahmen versprach, spielte der eine von ihnen seine Komposition, der andere neben ihm improvisierte eine Variation, eine Begleitung, eine Unterstimme. Nie wird jemand erfahren, wieviel Freuden und Poesie in diesem Troubadourleben lag.

Sie trennten sich, ich weiß nicht warum. Der Spanier reiste allein weiter. Er ließ ein Konzert in einem Saal des Rathauses anzeigen. Das Konzert war er, nichts weiter als eine Gitarre. Er hatte sich dadurch bekannt gemacht, dass er in einigen Kaffees gespielt und einige musikalische Menschen der Stadt durch sein Talent verblüfft hatte. Also, es kamen viele Leute. Mein Spanier aber hatte an einem anderen Ende der Stadt, am Friedhof, einen Landsmann aufgefunden. Der war so eine Art Grabmalfabrikant, ein Marmorbildhauer, der Grabmonumente verfertigte. Wie alle Leute mit traurigen Berufen war er ein guter Trinker. Flasche und Heimatserinnerungen brachten sie weit; der Musiker und Bildhauer verliessen sich nicht mehr. Am Tage des Konzertes, selbst zur gegebenen Stunde waren sie zusammen. Aber wo? Das musste man herausbekommen. Man suchte alle Kneipen der Stadt ab, alle Kaffees, endlich fand man ihn mit seinem Freunde in einer unbeschreiblichen Kneipe; beide waren vollkommen betrunken. Es folgten Szenen à la Kean und à la Frédéric. Endlich willigen sie ein, spielen zu gehen; aber plötzlich fällt ihm ein: „Du wirst mit mir spielen,“ spricht er zu seinem Freunde. Der weigert sich; er hatte eine

Geige, aber er spielte wie der schrecklichste Bierfiedler. „Du spielst oder ich spiele nicht.“

Weder Zureden noch gute Gründe halfen; man musste nachgeben. Nun stehen sie auf dem Podium vor den Honoratioren der Stadt. „Wein her,“ sagte der Spanier. Der Grabmälerfabrikant, den alle, aber nicht als Musiker, kannten, war zu betrunken, um sich zu schämen. Man bringt den Wein, aber sie haben nicht mehr die Geduld, die Flaschen zu entkorken. Die üblen Brüder schlagen ihnen die Hälse mit dem Messer ab wie recht schlecht erzogene Leute. Man errate den Eindruck auf die Provinz in Gala! Die Damen ziehen sich zurück und viele Leute rücken empört vor diesen beiden Trunkenbolden aus, die halb verrückt aussehen.

Aber die, deren Sittsamkeit nicht die Neugier überwog und die den Mut hatten zu bleiben, wurden belohnt. „Fang an,“ ruft der Gitarrenspieler dem Bildhauer zu. Unmöglich, zu beschreiben, was für Töne der trunkenen Geige entstiegen. Bacchus im Delirium sägt auf einem Stein. Was spielte er oder versuchte er zu spielen? Gleichviel, die erste Melodie steigt auf. Plötzlich hüllt, verlöscht, übertönt eine volle und weiche und zugleich kapriziöse Melodie den schreienden Lärm. Die Gitarre singt so laut, dass man die Geige nicht mehr hört. Und doch ist es die trunkene Melodie, die der Geigenspieler begonnen hatte.

Die Gitarre dringt mit ihrer außerordentlichen Tonfülle durch; sie schwatzt, sie singt, sie spricht mit erschreckender Wärme, mit unerhörter Sicherheit und Reinheit des Vortrages. Die Gitarre improvisierte eine Variation auf das Thema der Geige. Sie liess sich von

ihr führen und begleitete herrlich und mütterlich die arme Nacktheit ihrer Töne. Der Leser wird verstehen, dass dies unbeschreiblich ist; ein aufrichtiger und zuverlässiger Zeuge hat es mir berichtet. Zum Schluss war das Publikum trunkener als er. Der Spanier wurde gefeiert, beglückwünscht und durch ungeheuren Beifall begrüsst. Aber zweifelsohne missfiel ihm der Charakter der Bewohner dieses Landes, denn es war das einzige Mal, dass er einwilligte zu spielen ...

(Ausschnitt Kap. 9)

Gustav Freytag (1816-1895): „Die Ahnen“

... Eins der schönsten Häuser am Markte, Parterre und Oberstock mit großen Fenstern, gehörte dem Doktor König; er hatte es damals gekauft, als er heiratete. Und wenn die Städter von dem Hause sprachen, sagten sie: Dort wohnt das Glück. Es war ein stilles Glück, werktätige treue Liebe und festes Vertrauen ohne das Bedürfnis vieler Worte, dort wie überall unter den guten Menschen jener Zeit. Dem Hausherrn vergingen die Tage wieder in angestrenzter Tätigkeit; sein junger Vetter war in eine benachbarte Kreisstadt gezogen, hatte das Fräulein mit den Lilien geheiratet und gewann Ruf und Ansehen. Der Doktor aber wollte die große Praxis auf dem Lande, welche ihm zufiel, nicht einschränken, weil ihm dort viele von früher her wert waren. Wenn er jetzt des Abends ermüdet nach Hause fuhr, freute er sich den ganzen Weg über auf den Gruß seiner Hausfrau und auf den Augenblick, wo sie ihm aus dem Bärenpelz helfen und beim einfachen Abendessen gegenüber sitzen würde. War er einmal gegen Abend zu Hause, dann holte er wohl seine Flöte hervor, auf der er in jungen Jahren tüchtig gewesen war, und blies, während der Mond das Fensterkreuz in der dunklen Stube abmalte und sein liebes Weib an seiner Seite saß und andächtig zuhörte; zuletzt legte er die Flöte weg und zog die Geliebte an sein Herz. Henriette hatte sich ausgedacht, wie hübsch es wäre, wenn sie ihn auf der Gitarre begleiten könnte; in der Stille hatte sie sich ein Instrument geschafft, nur wenige Stunden bei dem Organisten genommen und in Abwesenheit des Gatten fleißig geübt. An seinem Geburtstage trug sie ihm die Flöte herbei, und da er

ein wenig geblasen hatte, klangen leise die Akkorde ihrer Gitarre hinein. Dem Gatten wurden die Augen feucht, und er küsste ihr die Hand; sie aber errötete über die ungewohnte Artigkeit und sah noch am nächsten Tage heimlich auf die Stelle, an welcher der Kuss gehaftet hatte ...

(Ausschnitt Kap. 101 „Im Hause“)

Emanuel von Geibel (1815-1884): „Der Contrabandiste“

Ich bin ein lust'ger Geselle,
Wer könnt auf Erden fröhlicher sein!
Mein Rösslein so helle,
Das trägt mich mit Windesschnelle
Ins blühende Leben hinein!
Es tönt an meinem Munde
Ein silbernes Horn von süßem Schall,
Es tönt wohl manche Stunde,
Von Fels und Wald in der Runde
Antwortet der Widerhall.
Und komm ich zu festlichen Tänzen,
Zu Scherz und Spiel im sonnigen Wald,
Wo schmachtende Augen mir glänzen
Und Blumen den Becher bekränzen,
Da schwing ich vom Ross mich alsbald.
Süß lockt die Gitarre zum Reigen,
Ich küsse die Mädchen, ich trinke den Wein;
Doch will hinter blühenden Zweigen
Die purpurne Sonne sich neigen,
Da muss geschieden sein.
Es zieht mich hinaus in die Ferne,
Ich gebe dem flüchtigen Rosse den Sporn,
Ade! Wohl blieb ich noch gerne,
Doch winken schon andre Sterne,
Und grüßend vertönt das Horn.

(Ausschnitt Kap. 11)

Wilhelm Hauff (1802-1827): „Der Mann im Mond“

... Einige rasche, volle Griffe auf einer Gitarre unterbrachen ihr Selbstgespräch; sie setzte sich im Bettchen auf, sie lauschte; ein süßes, melancholisches Adagio wurde gespielt; Ida hatte selbst etwas wenigens klimpern gelernt, sie kannte hinlänglich die Schwierigkeit dieses Instruments, wenn es ohne Begleitung der Stimme oder eines andern Instruments die Gefühle in wohlgerundeten vollen Sätzen ausdrücken sollte; aber so hatte sie dieses Instrument nie spielen gehört. Es graute ihr vor diesen fließenden Läufen, wenn sie daran dachte, wie schwer sie seien, und diese vollen runden Klänge, diese melodischen Klagen, die den ärmlichen sechs Saiten entlockt wurden! Wer konnte nur in Freilingen so hinreißend, so süß spielen? Sie huschte schnell in die Pantöffelchen, zog die seidene Mantille um und schlich sich ans Fenster; sollte Mart –

Ja, weiß Gott!, seine Zimmer waren noch hell erleuchtet, die Gardinen waren herabgelassen, aber deutlich konnte sie den Schatten eines an den Fenstern auf und ab Wandelnden erspähen. Es war Martiniz; und jetzt gewann sein Spiel erst volle Bedeutung, jetzt verstand sie seine flüsternden Klagen, seine sehrenden Übergänge, die süße Melancholie seiner Moll-Akkorde. Er schwieg, er stand, sie sah deutlich seinen Schatten, er stand ihr gegenüber am Fenster. Ein bedeutungsvolles Vorspiel begann: o wenn er auch singen könnte, wie köstlich, wie wunderschön wäre es, dachte Ida, hüllte sich tiefer in ihr Mäntelchen und setzte sich ans Fenster; ihr Herzchen pochte voll Erwartung. – Er sang, eine tiefe, volle, klare Männerstimme trug eines jener polnischen Nationallieder vor, wie sie schon mehrere gehört hatte, und die jedes

fühlende Herz durch ihre Innigkeit, durch ihre sanften Klagen so tief ansprechen; er sang, sie verstand kein Silbchen von den polnischen Wörtern, aber dennoch fasste sie den Sinn so gut als irgendeine polnische Schöne; ach, es waren ja die Töne, die man auf der ganzen Erde versteht, die Klagen der Liebe, die sich nach dem geliebten Gegenstande sehnt, die um Erwidrung fleht, die ihren Schmerz in den flüsternden Tönen der Wehmut ausweint. Tränen stürzten dem liebenden Mädchen aus den Augen, sie schlich sich zurück zu ihrem einsamen Lager, Emils Töne begleiteten sie. Die geheimnisvolle Stille der Nacht, das rätselhafte Leiden des interessanten, unglücklichen Mannes, sein Liebe atmender Gesang, der ja ihr allein in der schweigenden Mitternacht galt, dies alles erfüllte sie mit einer nie gekannten Sehnsucht, es war ein unaussprechliches aber süßes Gefühl der Wehmut und des Glückes; ja sie war geliebt; diese liebewarmen Töne wisperten es ihr in die Seele, sie war geliebt, wahr und innig, wie auch sie liebte; sie presste ihre weichen Händchen auf das lautpochende Herz, auf die entfesselte Brust, wo es siedete und brannte, als habe das dunkle Feuerauge des Geliebten das wallende Blut wie dürren Zunder angezündet. Verschämt, als könne er durch die finstere Nacht, durch ihre dichten Jalousien zu ihr herübersehen, verhüllte sie das pochende Herzchen, zog die Decke bis an den Mund herauf, presste die Äuglein zu und flüsterte hinüber in die weichen Töne seiner Laute noch ein herzliches: „Schlaf wohl!“ ...

(Ausschnitt I, 1: „Das Ständchen“, Kap. 20)

Klabund (1890-1928): „Auf der Wiese“

Wir liegen im blühenden Schoße des Wiesenrains

Und trinken eins und eins und immer noch eins.

Wenn ich betrunken wie ein offnes Gatter im Winde schnarre:

Geh nach Hause, hol mir die Gitarre!

Und lass mich dann allein in meines Rausches Nachen:

Ich will mit einem jungen Lied im Arm erwachen.

(aus: „Li Tai-pe“)

Joseph von Lauff (1855-1933): „Die Brixiade“

Ihr kennt ihn nur aus stillen Nächten,
Wo lieblich er im Blauen schwimmt
Und im Verein mit hohen Mächten
Die Menschenseelen weicher stimmt,
Wie er aus silberlichten Bächen
Herniedersendet Strahl bei Strahl,
Um – unser Goethe mag hier sprechen –
Zu füllen wieder Busch und Tal,
Wie er in minniglichem Reigen
Und gleichsam wie zum Weihnachtsfest,
Von allen Wipfeln, allen Zweigen
Lamettastreifen rieseln läßt.
Dann ist die Zeit, wo eine Tante,
Die jüngerlich schon ausgereift,
Und sonst noch eine Anverwandte
Beseligt zur Gitarre greift.
Dann öffnet sich die Herzkokille,
Die alte Sehnsucht ist erwacht,
Und „Guter Mond, du gehst so stille“
Singt sie mit Rührung durch die Nacht ...

(Ausschnitt Kap. 14: „Die zwölfte Flasche“)

Prosper Mérimée (1803-1870): „Die Seelen des Fegefeuers“

As sie an der Vorhalle einer Kirche vorbeikamen, piff Don Garcia und sein Page erschien mit einer Gitarre in der Hand. Don Garcia nahm sie ihm ab und verabschiedete ihn.

„Ich sehe,“ sagte Don Juan, als sie in die Valladolider Straße einzogen, „ich sehe, dass ich während Eurer Serenade Wache stehn soll; Ihr könnt sicher sein, ich werde mich so benehmen, dass ich Eure Billigung verdiene. Meine Vaterstadt Sevilla würde mich verleugnen, wenn ich nicht eine Straße vor lästigen Leuten zu bewahren wüsste.“

„Ich beabsichtige Euch nicht als Wache aufzustellen,“ antwortete Don Garcia. „Ich hab' meine Liebste hier, auch Eure wohnt am nämlichen Orte. Jedem sein Wild. Pst! Hier ist das Haus. Euch gehört der Fensterladen, mir jener dort, und nun schnell!“

Nachdem Don Garcia seine Gitarre gestimmt hatte, hub er mit ziemlich angenehmer Stimme eine Romanze zu singen an, worin wie üblich von Tränen, Seufzern und allem, was sich daraus ergibt, die Rede war. Ich weiß nicht, ob er sie selbst gedichtet hatte.

Bei der dritten oder vierten Seguidilla wurden die Läden der beiden Fenster leise aufgemacht und ein leichtes Hüsteln ließ sich hören. Das sollte heißen, dass man lausche. Die Musiker, heißt es, spielen niemals, wenn man sie darum bittet oder wenn man ihnen lauscht. Don Garcia lehnte seine Gitarre an einen Prellstein und knüpfte mit leiser Stimme mit einer der lauschenden Frauen eine Unterhaltung an.

Als Don Juan die Augen erhob, sah er an dem Fenster über sich eine Frau, die ihn aufmerksam zu betrachten schien. Er zweifelte nicht, dass es Donna Faustas Schwester wäre, die ihm sein Geschmack und seines

Freundes Wahl als Dame seiner Gedanken gaben. Aber er war noch ängstlich, ohne Erfahrung und wusste nicht, womit er den Anfang machen sollte. Plötzlich fiel ein Taschentuch aus dem Fenster und eine leise süße Stimme rief: „Ach, Jesus, mein Taschentuch ist hinunter gefallen!“ Don Juan hob es sofort auf, steckte es an seine Degenspitze und reichte es zum Fenster hinauf. Das war ein Mittel ein Gespräch anzuknüpfen. Die Stimme begann mit Danksagungen, dann fragte sie, ob der Herr Ritter, der so höflich war, nicht am Morgen in der Sankt Peterskirche gewesen wäre. Don Juan erwiderte, dass er dort gewesen sei und dort seine Ruhe verloren habe. – „Wodurch?“ – „Indem ich Euch sah!“ – Das Eis war gebrochen. Don Juan stammte aus Sevilla und wusste alle maurischen Romanzen, deren Sprache so liebesheiß und reich ist, auswendig. An Beredsamkeit konnte es ihm nicht fehlen. Die Unterredung währte etwa eine Stunde. Schließlich rief Theresa, sie höre ihren Vater und müsse sich entfernen. Die beiden Galane verließen die Straße, nachdem sie aus dem Fensterladen zwei weiße Arme hatten hervorkommen und jedem von ihnen einen Jasminzweig zuwerfen sehen. Den Kopf voller reizender Bilder legte sich Don Juan schlafen. Garcia aber ging in eine Schenke, wo er den größten Teil der Nacht verbrachte.

Folgenden Tages gab's wieder Seufzer und Serenaden. Desgleichen in den folgenden Nächten ...

(Ausschnitt Kap. 4)

Georg Trakl (1887-1914): „In den Nachmittag geflüstert“

In den Nachmittag geflüstert
Sonne, herbstlich dünn und zag,
Und das Obst fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
Einen langen Nachmittag.

Sterbeklänge von Metall;
Und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen rauhe Lieder
Sind verweht im Blätterfall.

Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
Von Verwesung schwarz umsäumt.

Dämmerung voll Ruh und Wein;
Traurige Gitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
Kehrst du wie im Traume ein.

Georg Trakl (1887-1914): „Im roten Laubwerk voll Gitarren“

Im roten Laubwerk voll Gitarren
Der Mädchen gelbe Haare wehen
Am Zaun, wo Sonnenblumen stehen.
Durch Wolken fährt ein goldner Karren.

In brauner Schatten Ruh verstummen
Die Alten, die sich blöd umschlingen.
Die Waisen süß zur Vesper singen.
In gelben Dünsten Fliegen summen.

Am Bache waschen noch die Frauen.
Die aufgehängten Linnen wallen.
Die Kleine, die mir lang gefallen,
Kommt wieder durch das Abendgrauen.

Vom lauen Himmel Spatzen stürzen
In grüne Löcher voll Verwesung.
Dem Hungrigen täuscht vor Genesung
Ein Duft von Brot und herben Würzen.

Theodor Storm (1817-1888): „Ständchen“

Weißer Mondesnebel schwimmen
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Gitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?
Dreizehn Lieder sollst du hören,
Dreizehn Lieder, frisch gedichtet;
Alle sind, ich kann's beschwören,
Alle nur an dich gerichtet.

An dem zarten schlanken Leibchen
Bis zur Stirne auf und nieder,
Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen,
Alles preisen meine Lieder.

Wahrlich, Kind, ich hab zuzeiten
Übermütige Gedanken!
Unermüdlich sind die Saiten,
Und der Mund ist ohne Schranken.

Vom geheimsten Druck der Hände
Bis zum nimmersatten Küssen!
Ja, ich selber weiß am Ende
Nicht, was du wirst hören müssen.

Laß dich warnen, laß mich schweigen,
Laß mich Lied um Liebe tauschen;

Denn die Blätter an den Zweigen
Wachen auf und wollen lauschen.

Weißer Mondesnebel schwimmen
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Gitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?

Lew Tolstoi (1828-1910): „Luzern. Aus den Aufzeichnungen des Fürsten D. Nechljudow“

... Als ich, ohne nach rechts und links zu schauen, über den Kai zum Schweizerhof schritt, wurde ich plötzlich von den Tönen einer seltsamen, doch angenehmen und reizvollen Musik überrascht. Diese Töne übten auf mich eine augenblickliche, belebende Wirkung aus. Es war, als ob ein Helles, heiteres Licht in meine Seele dränge. Mir ward so lustig und so angenehm zumute. Mein bereits eingeschlummertes Interesse erwachte und richtete sich von neuem auf alle mich umgebenden Gegenstände und Erscheinungen. Die Schönheit der Nacht und des Sees, gegen die ich eben erst gleichgültig gewesen, überraschte mich ganz plötzlich, wie etwas ganz Neues. Unwillkürlich erfasste ich in einem Augenblick alles: den regnerischen Himmel mit den grauen Wolkenfetzen auf dem dunklen Blau, vom aufgehenden Mond beleuchtet; den dunkelgrünen spiegelglatten See mit den sich in ihm spiegelnden Lichtern; die fernen nebelgrauen Berge; das Quaken der Frösche aus Fröschenburg und die taufrischen Schreie der Wachteln am anderen Ufer. Doch unmittelbar vor mir, dort, wo die Töne erklangen, an der Stelle, auf die sich mein Interesse hauptsächlich richtete, bemerkte ich im Halbdunkel mitten auf der Straße ein Häuflein von Menschen, die sich im Halbkreise drängten, und in einiger Entfernung vor ihnen ein kleines, schwarz gekleidetes Männchen. Hinter diesen Menschen hoben sich gegen den dunklen, grauen und blauen zerrissenen Himmel einige schwarze Pappeln des Gartens und die zu beiden Seiten des alten Domes ragenden strengen Türme ab.

Ich kam näher, und die Töne wurden deutlicher. Ich konnte ganz klar die fernen Akkorde einer Gitarre unterscheiden, die lieblich in der abendlichen Luft nachzitterten, und einige Stimmen, die, einander ablösend, nicht das Thema sangen, sondern nur die Hauptstellen des Themas unterstrichen und hervorhoben. Das Thema war eine Art anmutige, graziöse Masurka. Die Stimmen klangen bald in der Nähe, bald schienen sie aus der Ferne zu kommen; bald hörte ich einen Tenor, bald einen Bass und bald eine Fistelstimme mit gurrenden Tiroler Jodlern. Es war kein Lied, sondern die meisterhafte Skizze zu einem solchen. Ich konnte gar nicht verstehen, was es war; doch es war schön. Die wollüstigen, leisen Akkorde der Gitarre, die anmutige, leichte Melodie und die einsame Figur des schwarzen Männchens inmitten der phantastischen Szenerie des dunkelnden Sees, des durch die Wolken hindurchschimmernden Mondes, der beiden schweigsam in die Luft ragenden Türme und der schwarzen Pappeln des Gartens – all dies war seltsam, doch unaussprechlich schön, oder es schien mir wenigstens so.

Alle die verworrenen zufälligen Eindrücke des Lebens gewannen für mich plötzlich Bedeutung und Reiz. In meiner Seele war gleichsam eine frische, duftende Blume aufgegangen. An Stelle der Müdigkeit, der Zerstreutheit und der Gleichgültigkeit gegen alle Dinge in der Welt, die ich noch vor einer Minute empfunden hatte, spürte ich plötzlich ein Bedürfnis nach Liebe, eine Fülle der Hoffnung und eine grundlose Lebensfreude. „Was soll ich mir noch wünschen, was soll ich noch verlangen?“, sagte ich mir unwillkürlich. „Da ist sie ja, die Schönheit und die Poesie, und sie tritt dir von allen Seiten entgegen. Atme sie mit vollen Zügen ein, genieße sie, soviel dir nur deine Kraft erlaubt. Was willst du noch mehr? Alles ist dein, alles ist herrlich...“

Ich trat näher heran. Das kleine Männchen schien ein fahrender Tiroler zu sein. Er stand vor den Fenstern des Hotels, ein Bein vorgestreckt, den Kopf zurückgeworfen, und sang zur Gitarre, beständig die Stimme wechselnd, ein graziöses Lied. Ich empfand sofort Sympathie mit diesem Menschen und Dankbarkeit für die innere Wandlung, die er in mir hervorgerufen hatte. Der Sänger war, soviel ich bemerken konnte, mit einem abgetragenen schwarzen Rock bekleidet, hatte kurzgeschorenes Haar und eine einfache Mütze, wie sie die Handwerker tragen. In seiner Kleidung war nichts Künstlerisches, doch seine ungezwungene, kindlich ausgelassene Haltung und sein Gebärdenpiel boten bei seinem kleinen Wuchs einen rührenden und zugleich drolligen Anblick. In der Einfahrt, an den Fenstern und auf den Balkonen des glänzend erleuchteten Hotels standen die Damen in prächtigen Toiletten, mit bauschigen Röcken, die Herren mit ihren blendend weißen Kragen, der Portier und die Lakaien in goldgestickten Livreen; auf der Straße, im Halbkreis der Menge und etwas weiter zwischen den Linden der Kaianlagen, hatten sich die elegant gekleideten Kellner, die Küche mit ihren weißen Mützen und Jacken, junge Mädchen, die sich umschlungen hielten, und viele Spaziergänger versammelt. Sie alle schienen dasselbe Gefühl zu empfinden, das auch ich hatte. Sie standen schweigend um den Sänger herum und hörten ihm andächtig zu. Alles war still, und nur in den Pausen zwischen den einzelnen Strophen kamen aus der Ferne über den See her Hammerschläge und die Triller der Frösche von Fröschenburg, von den feuchten eintönigen Schreien der Wachteln übertönt. Der kleine Mann mitten auf der dunklen Straße schmetterte wie eine Nachtigall Strophe um Strophe, Lied um Lied. Obwohl ich nun dicht an seiner Seite stand, gewährte mir sein Gesang nach wie vor großen

Genuss. Seine Stimme war nicht groß, doch ungemein angenehm; der seine Geschmack, die Anmut und das Gefühl für Rhythmus, womit er seine Stimme beherrschte, waren durchaus ungewöhnlich und zeugten von einer großen natürlichen Begabung. Den Refrain zu jedem Couplet sang er immer anders, und es war offenbar, dass er alle diese graziösen Variationen ganz frei und aus dem Stegreif brachte.

Durch die Menge – wie oben im Schweizerhof, so auch unten in den Anlagen – ging oft ein beifälliges Flüstern; sonst herrschte andächtiges Schweigen. Auf den Balkonen und an den Fenstern erschienen immer neue schön gekleidete Herren und Damen, die im Glanze der Lichter in malerischen Posen an den Brüstungen lehnten. Die Spaziergänger blieben stehen, und im Schatten, auf dem Kai, hatten sich unter den Linden überall Gruppen von Herren und Damen gebildet. In meiner Nähe standen, etwas abseits von der großen Menge, ein Lakai und ein Koch; beide sahen wie Aristokraten aus und rauchten Zigarren. Der Koch gab sich ganz der Wirkung der Musik hin und nickte bei jedem hohen Fiselton begeistert und fragend dem Lakaien zu; er stieß ihn ab und zu mit dem Ellbogen an, als hätte er sagen wollen: „Nun, was sagst du zu diesem Gesang, he?“ Der Lakai, dessen breites Lächeln davon zeugte, dass auch er den großen Genuß empfand, antwortete auf die Püffe des Kochs mit einem Achselzucken, das besagen sollte, dass es gar nicht so leicht sei, ihn in Erstaunen zu setzen, und dass er in seinem Leben schon manches Schönerere gehört habe.

In einer Pause, als der Sänger sich räusperte, fragte ich den Lakaien, wer der Sänger sei und ob er oft hierher käme.

„So an die zwei Mal im Sommer“, erwiderte der Lakai. „Er ist aus dem Kanton Aargau, er zieht so bettelnd umher.“

„Gibt es viele Leute von dieser Art?“, fragte ich.

„Ja, ja“, antwortete der Lakai, der meine Frage nicht sofort begriffen hatte. Nach einigen Augenblicken begriff er sie erst und fügte hinzu: „Nein, er ist hier der einzige, andere gibt es nicht.“

Das Männchen hatte eben sein Lied beendet; es drehte geschickt die Gitarre um und machte irgendeine Bemerkung in seinem Schweizerdeutsch, die ich nicht verstehen konnte, die aber im Publikum Lachen hervorrief.

„Was hat er eben gesagt?“, fragte ich.

„Er sagt, dass ihm die Kehle ausgetrocknet sei und dass er gern einen Schluck Wein getrunken hätte“, übersetzte mir der Lakai.

„Er trinkt wohl gern über den Durst?“

„Alle diese Leute sind ja vom gleichen Schlag“, erwiderte der Lakai lächelnd und mit der Hand auf den Sänger zeigend.

Der Sänger nahm die Mütze ab und ging, die Gitarre schwingend, auf das Haus zu. Er warf den Kopf zurück und wandte sich an die Herrschaften, die an den Fenstern und auf dem Balkon standen.

„Messieurs et mesdames“, sagte er mit halb italienischem und halb deutschem Akzent und in dem Tone, in dem sich Gaukler gewöhnlich an ihr Publikum wenden, „si vous croyez, que je gagne quelque chose, vous vous trompez: je ne suis qu'un pauvre tiaple.“ Er hielt inne und wartete; da ihm aber niemand etwas gab, schwang er wieder die Gitarre und fuhr fort: „À present, messieurs et mesdames, je vous chanterai L'air du Righi.“ Das Publikum oben verhielt sich schweigend, blieb aber in Erwartung des neuen Liedes stehen; und das Publikum unten lachte, wohl aus dem Grunde, weil er sich so sonderbar ausgedrückt hatte und weil man ihm nichts gegeben hatte. Ich schenkte ihm einige Centimes. Er warf die Münzen geschickt aus der einen Hand in die andere, steckte sie in die Westentasche, setzte seine Mütze wieder auf und stimmte

jenes graziöse Liedchen an, das er L'air du Righi genannt hatte. Dieses Lied, das er für den Schluss aufgespart hatte, war noch schöner als alle die vorhergehenden; das Publikum, das inzwischen bedeutend angewachsen war, äußerte großen Beifall. Der Sänger war zu Ende. Wieder schwang er die Gitarre, nahm die Mütze ab, hielt sie vor sich hin, näherte sich auf zwei Schritte den Fenstern und sagte wieder den unverständlichen Satz: „Messieurs et mesdames, si vous croyez, que je gagne quelque chose“, den er offenbar für sehr geistreich und fein ersonnen hielt. Ich merkte aber in seiner Stimme und seinen Bewegungen eine gewisse Unsicherheit und kindliche Scheu, die bei seinem kleinen Wuchs einen besonders starken Eindruck machten. Das elegante Publikum lehnte noch immer im Glanze der Lampen malerisch an den Fenstern und Balkonen; die einen unterhielten sich artig mit gedämpfter Stimme, offenbar über den Sänger, der mit ausgestreckter Hand vor ihnen stand; andere musterten aufmerksam und interessiert seine kleine dunkle Gestalt; auf einem der Balkone klang das helle und lustige Lachen eines jungen Mädchens. In der Menge auf dem Kai wurde immer mehr und lauter gesprochen und gelacht. Der Sänger wiederholte seinen Satz zum dritten Male, doch mit noch schwächerer Stimme; er sprach ihn sogar nicht zu Ende und streckte wieder seine Hand mit der Mütze aus, ließ sie aber sofort sinken. Und wieder fand sich unter diesen hundert glänzend gekleideten Menschen, die sich versammelt hatten, um ihm zu lauschen, niemand, der ihm auch nur einen Heller zugeworfen hätte. Die Menge unten brach in ein grausames Lachen aus. Der kleine Sänger schrumpfte gleichsam zusammen, nahm seine Gitarre in die linke Hand, lüftete mit der rechten die Mütze und sagte: „Messieurs et mesdames, je vous remercie et je vous souhaite une bonne nuit!“ Dann setzte er die Mütze

wieder auf. Die Menge lachte wie besessen. Die schönen Herren und Damen zogen sich allmählich in ruhigem Gespräch von den Balkonen und Fenstern zurück. In den Anlagen begann man wieder zu promenieren. Die Straße, die während des Gesanges verstummt war, belebte sich wieder; nur einige Menschen beobachteten noch aus der Entfernung den Sänger und lachten. Ich hörte, wie das Männchen etwas in den Bart brummte; dann wandte er sich um, wurde noch kleiner und entfernte sich mit schnellen Schritten in der Richtung zur Stadt. Die lustigen Spaziergänger, die ihn aus der Ferne beobachtet hatten, folgten ihm lachend in einiger Entfernung ...

(Ausschnitt aus „Volkserzählungen“)

Ludwig Uhland (1787-1862): „Der nächtliche Ritter“

In der mondlos stillen Nacht
Stand er unter dem Altane,
Sang mit himmlisch süßer Stimme
Minnelieder zur Gitarre.

Dann auch mit den Nebenbuhlern
Hat er tapfer sich geschlagen,
Dass die hellen Funken stoben,
Dass die Mauern widerhallten.

Und so übt' er jeden Dienst,
Den man weiht edeln Damen,
Dass mein Herz in Lieb' erglühte
Für den teuern Unbekannten.

Als ich drauf am frühen Morgen
Bebend blickte vom Altane:
Blieb mir nichts von ihm zu schauen,
Als sein Blut, für mich gelassen.

Anthony Hamilton (1645-1720): „Die Memoiren des Grafen Grammont“

... Es gab am Hofe einen durch sein Gitarrespiel berühmten Italiener, Francesco. Er besaß wirklich musikalisches Genie und hat darum auch allein aus der Gitarre etwas machen können; sein Spiel war so zart und anmutig, dass er diesem undankbaren Instrument Wohlklang entlockte. Es muss dabei bemerkt werden, dass nach seiner Technik zu spielen außerordentlich schwer war. Des Königs Geschmack an diesen Kompositionen hatte das Instrument so in Aufnahme gebracht, dass alle Welt, gut oder schlecht, darauf spielte und auf dem Toilettentisch der Dame war so sicher eine Gitarre zu finden wie Schminke und Schönpflesterchen.

Der Herzog von York spielte ganz gut und der Graf von Arran fast wie Francesco selbst. Dieser Virtuose hatte eine Sarabande komponiert, die alle Welt entzückte und zugleich in Verzweiflung stürzte; denn sämtliche Gitarristen des Hofes übten sie und Gott weiß, was das für ein heilloses Geklimper war.

Der Herzog gab vor, er könne sie nicht recht spielen und bat Lord Arran, sie ihm vorzutragen. Lady Chesterfield hatte in ganz England die beste Gitarre. Zu ihr also, in die Wohnung der Schwester, führte Graf Arran Seine Hoheit, weil er dort vorspielen wollte. Die Lady wohnte im Schlosse bei ihrem Vater, dem Herzog von Ormond, und die Zaubergitarre bei der Dame. Ich kann nicht sagen, ob die Sache abgekartet war; aber soviel ist gewiss, sie fanden die Lady und die Gitarre zu Hause. Auch trafen sie dort Mylord Chesterfield, der über den unerwarteten Besuch so erschrocken war, dass er sich erst besinnen

musste, ehe er aufstand, den Fürsten mit gehöriger Achtung zu empfangen.

Sogleich stieg ihm die Eifersucht wie ein böser Dunst zu Kopfe. Tausend argwöhnische Gedanken, schwärzer als Tinte, erfüllten seine Phantasie. Sie keimten dort und wuchsen mit Macht; denn während der Bruder Gitarre spielte, spielte die Schwester mit den Augen, als wäre gar kein Feind im Felde. Mehr als zwanzigmal wurde die Sarabande wiederholt. Der Herzog versicherte, man könne sie nicht ausdrucksvoller vortragen, Lady Chesterfield bekrittelte die Komposition, aber ihr Gemahl, der wohl merkte, dass das Stückchen ihm gespielt wurde, fand es unausstehlich ...

(Ausschnitt Kap. 22)

Nikolaus Lenau (1802-1850): „An meine Gitarre“

Gitarre, wie du hängst so traurig!
Die Saiten tönen nimmermehr,
Die längst zerrißnen wanken schaurig
Im Abendwinde hin und her.

Auch deine Saiten sind zerrissen,
Es schweigt dein süßer Liederklang,
Seit in des Busens Finsternissen
Mir jede frohe Saite sprang.

Mir sank der Freund voll Jugendblüte
Hinunter in die Todesflut;
Die meiner Lieb entgegenglühte,
Nun bei den kalten Toten ruht.

Doch will ich euch nun frisch besaiten,
Dich, meine Leier! dich, mein Herz!
Rückbannen die entflohenen Zeiten,
Die alte Lust, den alten Schmerz.

Hinaus ins Dunkel jener Eichen!
Dort findet sich der alte Lauf;
Dort stören wir die Liederleichen
Aus ihren stillen Gräbern auf.

Wenn erst die Lieder nur erwachen,
Dann ruft, dann zieht ihr lauter Chor
Die Lieben all in meinen Nachen
Aus dunkler Todesflut empor.

Es klingt! – doch flieh'n im scheuen Fluge
Die Töne auf von meiner Hand;

So eilt, verspätet, nach dem Zuge
Das Vöglein übers Heideland.

Jetzt bin ich meines Herzens Meister!
Nun rauscht wie einst der Sturmakkord!
Schon springen die versunkenen Geister
Herauf, herauf an meinen Bord!

O du, mein Freund, so treu und bieder!
Wohl mir, du bist mir wieder nah!
Dein süßes Wort auch hör ich wieder:
Mein holdes Mädchen, bist du da? –

Doch nein! mich höhnten finstre Mächte!
Wo ist der Freund? das blonde Kind?
Der Nebel reicht mir keine Rechte;
Durch blonde Disteln saust der Wind!